

Kunstgeschichte

Ein Gedenkblatt

Von Josef Weingartner (Innsbruck)

1.

Zu Beginn der vierten Gymnasialklasse war ein neuer Präfekt gekommen, der sich eben erst in Wien den theologischen Doktorhut geholt hatte. Unsere Herzen flogen ihm entgegen, es war uns, als ströme durch eine jäh aufgesprungene Türe frische Luft herein, und was der neue Präfekt sagte und erzählte, war für uns — die erste Zeit wenigstens — Evangelium. Nun hatte eben damals die Wiener Leogesellschaft etliche Serien von künstlerisch wertvollen Andachtsbildern herausgegeben, die mitten in dem ganz allgemein herrschenden Kitsch und Schund großes Aufsehen machten. Diese Bilder nun zeigte der neue Mann herum und es war nicht anders denkbar, als daß sie uns gewaltig imponierten und wir uns die Bilder auch selber anschafften. Die italienische Renaissance, Dürer und Führich stellten das Hauptkontingent und selbst wenn uns das eine oder andere Bild nicht zusagte, so zweifelten wir doch nicht an seinem künstlerischen Werte und bemühten uns nur umsomehr, ihn besser und gründlicher zu erfassen. Das Interesse, die Freude an den Werken der bildenden Kunst war damit in mir geweckt und hat mich seitdem durch mein ganzes Leben begleitet.

Ungefähr zur selben Zeit oder doch bald darauf wurde ich mit etlichen Leuten, die im Priesterseminare Theologie studierten, bekannt und eng befreundet. Sie waren einerseits gerade alt, andererseits auch noch jung genug, um einen fünfzehnjährigen Burschen leicht beeinflussen zu können. Im Priesterseminare aber war gerade damals das Interesse an der bildenden Kunst Mode geworden. Einer meiner neuen Freunde besaß die große Kunstgeschichte von Kuhn, ein anderer die von Springer, Reproduktionen guter Gemälde zierrten die kleinen Zimmer der Theologen und begeisterte Gespräche über Kunst, Musik, Literatur waren an der Tagesordnung. Mit vollen Zügen saugte

ich diese Luft ein und bald war ich — so lautete unter uns der Fachausdruck für Kunstfreunde — ein ausgesprochener „Kunstpickel“. Wohl wurde in unserem Institute die Lektüre sorgsam überwacht, aber da ich in den Schulfächern meinen Mann stellte, ließ mir der Präfekt — nicht der oben erwähnte, der nur drei Jahre im Hause blieb — große Freiheit und ließ mir wohl auch selber einschlägige Schriften. Die größte und nachhaltigste Förderung aber verdankte ich dem „Kunstwart“, den ich abonnierte und mit gewissenhaftem Eifer studierte und von dessen „Meisterbildern“ und „Kunstmappen“ ich mir vieles anschaffte.

Es dauerte nicht lange, daß mir die Freunde im Priesterseminare nichts mehr Neues zu bieten vermochten, ja teilweise sich nun ihrerseits anregen ließen, und als ich nach der Matura, im Herbst 1903 selber in das Seminar eintrat, war ich dort sehr bald der erklärte Führer der „Kunstpickel“.

Ein eigentlicher Unterricht über die kirchliche Kunst wurde am Brixner Seminar damals noch nicht erteilt. Dafür gab es aber schon seit Jahrzehnten den „Kunstverein“, der durch Vorträge, Verleihung einschlägiger Bücher und Verbreitung guter Bilder unter den jungen Theologen das Interesse für die bildende Kunst zu wecken und zu fördern suchte. Schon im zweiten Semester wurde ich zum Vorstand gewählt und entfaltete als solcher einen Feuereifer, wie er nur in der Jugend möglich ist. Wohl schimpften so manche über die vielen Vorträge, aber sie kamen trotzdem und während früher höchstens ein Drittel oder die Hälfte der Seminaristen dem Verein beitraten, brachten bald nur mehr ganz wenige den Mut auf, gegen den Strom zu schwimmen und dem Vereine und seinen Vorträgen fernzubleiben — so sehr hatten nach zwei, drei Semestern die Kunstpickel die öffentliche Meinung auf ihrer Seite. Am meisten lernte ich dabei natürlich selber, denn ich mußte mich auf die allwöchentlichen Vorträge ja entsprechend vorbereiten. Die recht gute Bibliothek des Vereines, die durch zahlreiche Neuankäufe wesentlich vergrößert wurde — wir besorgten uns die ganze kunstpädagogische Literatur jener Jahre und stießen auch in der eigentlichen Fachliteratur bis Dehio und Wölfflin vor — bot dazu bequeme Möglichkeit. Auch das war von Bedeutung, daß wir bald auch die zahlreichen alten Kunstdenkmäler der Stadt und ihrer Umgebung in unsere Betrachtung miteinbezogen. Brixen besitzt einen prächtigen, vornehm ausgestatteten Dom aus der Barockzeit und einen wundervollen ganz mit gotischen Fresken bemalten Kreuzgang, daneben aber auch malerische Gassen und Bürgerhäuser, denen die offenen Laubengänge, Erker, Zinnen und Innenhöfe einen eigenartigen Zauber verleihen. Auch stehen auf den Hängen und Höhen ringsum zahlreiche mittelalterliche Kirchen, ebenfalls mit alten Wandgemälden, gotischen Schnitzfiguren und Flügelaltären reich geschmückt. Alle vierzehn Tage machten wir einen Aus-

flug nach Sarns, wo man sich an einer bescheidenen Jause gütlich tat und außerdem bei Gesang und Kartenspiel ergötzte. Man konnte aber auch, statt gleich nach Sarns zu gehen, irgendeinen größeren Umweg über die Mittelgebirge machen und dabei bot sich reichliche Gelegenheit zu künstlerischen Genüssen. Mit großem Vergnügen und warmer Dankbarkeit denke ich noch heute an die seligen Stunden, die mir diese Ausflüge einbrachten, und an die lieben Freunde, die mich dabei begleiteten und mit denen mich die jugendliche Begeisterung für alles Gute und Schöne, vor allem aber die Freude an der Kunst, auf das innigste verband.

Unter ihnen muß ich hier vor allem meinen Mitschüler, den späteren Landeskonservator von Tirol, Dr. Josef Garber erwähnen. Er hatte das Gymnasium in Meran absolviert und schon von dort den Hang zur Malerei und auch ein gewisses kunstgeschichtliches Interesse mitgebracht, das sich in der neuen Umgebung rasch vertiefte. Als Sproß eines behäbigen Burggräfler Bauernhofes verfügte er über die nötigen Mittel zu Bücherkäufen und wenn mir irgendein Werk zu unserer kunstgeschichtlichen Weiterbildung wünschenswert erschien, brauchte ich es nur Garber zu sagen.

Von älteren Herren gab mir der Dombenefiziat Walchegger manche wertvolle Anregung. Er war der damalige Repräsentant der Brixner Lokalhistorie, die seit Joseph Resch, also seit anderthalb Jahrhunderten in der kleinen Bischofsstadt mit Eifer und Erfolg gepflegt wurde. Resch selber hatte von seiner großangelegten Diöcesangeschichte nur zwei Folianten fertiggestellt, aber da er am Gymnasium und später am Diöcesanseminar Unterricht erteilte, auf viele junge Leute anregend gewirkt und sie zum Sammeln von Urkunden und zu geschichtlichen Arbeiten aufgemuntert. Sein Schüler Sinnacher, zuerst Curat in Schalders, dann Professor am Seminar, verfaßte eine neunbändige Diöcesangeschichte, sein Schüler Tinkhauser die sehr wertvolle Diöcesanbeschreibung, in der er außer der eigentlichen Geschichte auch der kirchlichen Kunst großes Interesse entgegenbrachte. Als Regens des Cassianeums war Tinkhauser der Vorgesetzte Walcheggers, der dann ebenfalls auf dem Gebiete der Brixner Lokal- und Kunstgeschichte mehrere wertvolle Arbeiten veröffentlichte. Walchegger, in Lienz gebürtig, war mein engerer Landsmann und lud mich und einen anderen Lienzner Seminaristen so manchenmal zu einer Jause ein. Das Bild des alten Benefiziatenhauses, das sich hinter einem kleinen Vorgarten an die südliche Stadtmauer anlehnt, der schmalen Spitzbogentüre, der mit einer gotischen Balkendecke versehenen Stube ist in mir noch immer lebendig. Und ebenso die Erinnerung an den lieben Gastgeber, der so gemächlich aus dem weiß- und blau gestreiften Tonkrüglein trank und mit behaglichem Schmunzeln von alten Zeiten und Denkmälern erzählte. —

Über das Weichbild von Brixen hinaus kamen wir während des Schuljahres nur einmal, beim Maiausflug. Aber je seltener diese Möglichkeit war, desto heftiger freuten wir uns darauf und desto dankbarer genossen wir sie. Ja, so tief und beglückend waren die empfangenen Eindrücke, daß diese Tage auch in der Erinnerung und auch noch nach vierzig Jahren ihre leuchtenden Farben nicht verloren haben. Bei dieser Gelegenheit lernte ich zum erstenmale Bozen und Meran, das Überetsch und das Burggrafenamts näher kennen und auch hier waren es neben der herrlichen Landschaft vor allem die zahlreichen Kunstdenkmäler, die unser Interesse und unser Entzücken wachriefen. In den großen Ferien aber kamen dann auch richtige Kunstreisen dazu. Unter den verschiedenen, meist bescheidenen Stipendien, die im Seminar vergeben wurden, stach das von einem ehemaligen Dompropst gestiftete Stipendium für eifrige Schüler des Hebräischen durch seinen relativ reichen Ertrag hervor. Ich bewarb mich darum und außerdem erhielt ich zweimal für die von der Theologischen Fakultät in Innsbruck gestellte Preisaufgaben den vollen Preis. Die für die damaligen Verhältnisse nicht unbedeutenden Beträge habe ich dann auf schöne Ferienreisen angelegt, die mich im Verein mit lieben Freunden, vor allem mit Garber, nach Bayern, Franken, an den Rhein und bis nach Holland und Belgien führten.

2.

Im Herbst 1908 öffnete mir das Frintaneum oder Augustineum in Wien sein gastliches Tor. Dort sollte ich eigentlich Theologie studieren und tatsächlich habe ich auch innerhalb zweier Jahre die schriftliche Dissertation fertiggestellt und die drei Rigorosen abgelegt. Am meisten hätte mich Kirchengeschichte interessiert, aber gerade diese Lehrkanzel war damals mit einem zwar sehr guten und lieben, wissenschaftlich aber recht unbedeutendem Manne besetzt und so verwendete ich auf das theologische Studium nur einen kleinen Bruchteil meiner Zeit, nur soviel als unbedingt notwendig war, um die Prüfungen ordentlich zu machen. Mit um so größerem Eifer aber widmete ich mich der Kunstgeschichte.

Da mich in Brixen ganz besonders die zahlreichen mittelalterlichen Wandgemälde gefesselt hatten, suchte ich im Vorlesungsverzeichnis der Philosophischen Fakultät nach einem einschlägigen Kolleg, fand dort aber nur eine Seminarübung über altniederländische Malerei angezeigt. Der Name des Dozenten — Professor Max Dvořak — war mir völlig unbekannt und ich hatte auch niemand, bei dem ich mir Rat holen konnte. Aber um des Themas willen belegte ich die angekündigte Seminarübung. Mit einem peinlichen Gefühl weltfremder Unsicherheit betrat ich das erstemal den Hörsaal und setzte mich schüchtern in die letzte Reihe, während sich die Eingeweihten

vorn um den Tisch des Professors drängten. Der Anfang war nicht sehr ermutigend, denn der Professor erklärte, es seien viel zu viel Leute da und die Übung sei nur für solche bestimmt, die wirklich Kunsthistoriker werden wollten. Auch sah ich von meinem Platze aus nichts von den Bildern, die vorne vorgezeigt und besprochen wurden. Die Methode aber, die Dvořak anwendete, vor allem die sokratische Art seines Fragens, gefiel mir und so suchte ich mir das nächstmal einen besseren Platz zu erobern. Dabei hielt ich mich zunächst noch bescheiden im Hintergrunde; aber schon nach ein paar Übungen wurde es mir klar, daß die älteren Semester im allgemeinen auch keine salomonischen Antworten gaben, ja vielfach ausgesprochen weniger wußten als ich. So stieg mein Mut, ich beteiligte mich immer häufiger an den stillkritischen Erörterungen und als ich am Ende des ersten Semesters Professor Dvořak um die förmliche Aufnahme in sein Seminar bat, machte es keine Schwierigkeiten.

Das Kunstgeschichtliche Institut oder wie man gewöhnlich sagte, der kunstgeschichtliche Apparat befand sich im Dachgeschosse der Universität. Die Räume waren finster, niedrig und auch sonst sehr beschränkt und es ist mir nie gelungen, einen eigenen Tisch zu erobern. Trotzdem verbrachte ich hier die meisten Nachmittage, denn es war eine leidlich gute Handbibliothek und eine große Anzahl von Photographien vorhanden und wenn es auch unter den augenblicklichen Hörern kaum einen überragenden Kopf gab, so atmete man doch im ständigen Verkehr mit ihnen eine vom kunstgeschichtlichen Interesse förmlich geschwängerte Luft und auch das brachte manche wertvolle Anregung. So verschieden im übrigen die einzelnen Mitglieder des Institutes sein mochten, allen, Männlein wie Weiblein, Christen wie Juden war eines gemeinsam, die unbedingte und schrankenlose Verehrung für unseren Lehrer Max Dvořak. Nicht nur seine schon erwähnten Seminarübungen, bei denen man vor allem methodisch prächtig geschult wurde, sondern auch seine Vorlesungen waren höchst interessant und ganz besonders geschätzt wurde ein abendliches Privatissimum, Übungen im Apparat selber, zu denen nur der engste Schülerkreis Zutritt hatte. Wenn wir den verehrten Lehrer auch nur im Vorübergehen grüßten, erging es uns wie Goethes Fischer:

„Das Herz schwoll ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß“.

Dvořak war sozusagen der Alleinerbe und das unbestrittene Haupt der sog. Wiener Schule, die damals in den Kreisen der Kunstgeschichtler große Beachtung fand. Ihre Gründer, Riegl und Wickhoff, waren als Fünfziger, zwei ihrer hoffnungsvollsten Dozenten, Dollmayr und Kallab, mit 30 Jahren gestorben. Die Hauptstärke der ganzen Richtung war die scharfe und exakte

stilkritische Analyse und das ausgesprochen entwicklungsgeschichtliche Denken, während der geistige Gehalt der Kunstdenkmäler eher zu kurz kam. In seinen späteren Jahren hat Dvořak übrigens eine starke Schwenkung vollzogen, indem er sich einer mehr geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise zuwendete.

Als ich das erstmal — es war genau so wie die Schülerszene im Faust es schildert — mit Dvořak redete und ihn fragte, welches Handbuch er empfehle, erwiderte er: „Ein Forscher benützt keine Handbücher“. Erst allmählich lernte ich verstehen, was damit gemeint war, und wenn ich auch zum Zwecke einer besseren Übersicht trotzdem gelegentlich ein Handbuch heranzog, so war doch mein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die ganze grundlegende Fachliteratur kennen zu lernen. Außerdem hielt ich mich sehr viel in der Albertina und im Kupferstichkabinett der Hofbibliothek auf, wo ich die ausgedehnten Sammlungen von Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen systematisch durchnahm. Auch die Museen, insbesondere die Gemäldegalerien habe ich sehr fleißig besucht. Und da ich es von jeher gewohnt war, nicht der Vergangenheit und auch nicht der Zukunft, sondern der Gegenwart zu leben, so habe ich in Wien die herrliche und reiche Gelegenheit, zu lernen, Tag aus Tag ein bewußt genossen und sooft ich in der Universität oder im Kunsthistorischen Museum das marmorglänzende Vestibül durchschritt und die Treppe hinaanstieg, geschah es mit gehobenem Herzen und mit einem Glücksgefühl, wie ich es später selten mehr erlebt habe.

Schon im Laufe des zweiten Semesters konnte ich deutlich wahrnehmen, daß mich Dvořak zu seinen bevorzugten Schülern zählte. So erhielt ich denn auch mit drei anderen Hörern den Auftrag, während der Sommerferien als Hilfskraft an der österreichischen Kunsttopographie mitzuarbeiten.

Damals waren erst drei Bände dieses großangelegten Unternehmens erschienen und in jenem Sommer 1909 wurde im Waldviertel gearbeitet. Ich wurde dem Dozenten Dr. Hans Tietze unterstellt, der mit seiner Frau Dr. Erika Tietze-Conrath den Bezirk Waidhofen a. d. Thaya bearbeitete. Natürlich hatte Professor Dvořak, der Leiter des ganzen Unternehmens, bei unserer Sendung weniger die Unterstützung der bisherigen Topographen als unsere eigene Ausbildung im Auge. Nirgends, sagte er uns, lernt man mehr als vor den Kunstdenkmälern und so war es auch. Unter der unmittelbaren Anleitung und Kontrolle von so erfahrenen Fachleuten, wie es die beiden Tietze waren, schärfte sich der stilkritische Blick von Tag zu Tag und daß ich später auf eigene Faust die Kunstdenkmäler Südtirols bearbeiten konnte, verdanke ich nur der Schulung, die ich in diesem Sommer im Waldviertel, im nächsten in Salzburg mitmachte.

Der rein wissenschaftliche Ertrag, die methodische Ausbildung zum Kunsttopographen ist aber nicht das Einzige, was mir diese beiden Sommer geschenkt haben. Im Waldviertel tat es mir außerdem die einem Tiroler gänzlich ungewohnte Landschaft an, die weiten, von goldenem Korn überwogten Hochflächen, die verblauenden Waldhügel am Horizont, die tief eingeschnittenen Rinnsale und die unsäglich stillen, tiefgrünen Wellen der Thaya und des Kamp, die blitzenden Ententeiche in den sonst so armseligen Dörfern. Auch bin ich damals zum erstenmale in meinem Leben in Burgen und Schlösser eingedrungen, die noch von ihren altadeligen Besitzern bewohnt wurden, und auch diese bisher ungewohnte Atmosphäre hat mir damals einen starken Eindruck hinterlassen.

Die Kunstdenkmäler selber, die wir zu bearbeiten hatten, waren, den sehr einfachen Verhältnissen im Waldviertel entsprechend, im allgemeinen wenig bedeutend. Aber für den Anfang bildete dies vielleicht sogar einen Vorteil, da man sich so leichter daranwagte. Umso wertvoller waren die Objekte, die ich im nächsten Sommer, wieder unter der Leitung des Ehepaares Tietze, in der Stadt Salzburg inventarisierte. Hauptsächlich war ich in den beiden Stiften Nonnberg und St. Peter beschäftigt. Damals ging mir zum erstenmale das Verständnis auf für die alte Kultur und für die unvergleichliche Schönheit der Salzachstadt, die für mich bis heute eine der schönsten und der liebsten deutschen Städte geblieben ist. Da ich im Laufe der Zeit ziemlich einige Leute kennen lernte, ist dabei auch das gemütliche Leben in den verschiedenen Bräustübchen nicht zu kurz gekommen.

Wenn ich um Weihnachten, Ostern und zu den großen Ferien nach Tirol fuhr oder von dort nach Wien zurückkehrte, wechselte ich womöglich die Route und nahm jedesmal irgendwelche bedeutenderen Orte mit, um auf diese Weise die österreichischen Kunstschatze genauer kennen zu lernen. Auf diese Weise bereiste ich nach und nach große Teile von Kärnten, Steiermark, Ober- und Niederösterreich. Ganz besonders hatte ich es auf die Stifte abgesehen, deren überragende Bedeutung für das geistige und vor allem für das künstlerische Leben der Alpenländer mir dabei ganz überwältigend vor Augen trat. Dabei hatte ich auch reichliche Gelegenheit, die große Gastfreundschaft und die heitere Liebenswürdigkeit ihrer Insassen gründlich kennen zu lernen. In besonders angenehmer Erinnerung sind mir etliche Fußwanderungen geblieben. So eine durch die ganze Wachau, eine andere durch das engere Gebiet, in dem Handel-Mazzettis „Jesse und Maria“ spielt, eine dritte durch das Gesäuse, eine vierte über den Wechsel und über die Bergstraße, wobei ich die Heimat Roseggers kennenlernte und bei Ottokar Kernstock auf der Festenburg zu Gaste war.

Dazu kamen in den Ferien selber zahlreiche Wanderungen in Südtirol und Fahrten nach Verona, Treviso, Padua, Venedig. Ich hatte mir nämlich, meiner ersten Brixner Liebe folgend, als Thema für die kunstgeschichtliche Dissertation die Tiroler Wandmalerei um 1400 gewählt und damit standen die zuletzt erwähnten Reisen im Zusammenhang.

Auf sehr vielen dieser Fahrten war mein lieber Freund Garber mein Genosse. Er war nach unserer Priesterweihe zwei Jahre Kooperator in Ulten gewesen. Dann hatte ihn sein Ordinarius, der Bischof von Trient, zur kunstwissenschaftlichen Ausbildung nach Rom geschickt. Das war ungefähr dasselbe, wie jemanden zum Schwimmenlernen ins Meer zu werfen. Ich hatte meine liebe Not, Garbers Vorgesetzte davon zu überzeugen, erreichte aber schließlich doch, daß er nach dem ersten Semester nach Wien gehen durfte. Da ich damals schon im vierten Semester stand, hatte es Freund Garber für den Anfang wesentlich leichter, als ich es gehabt hatte, da ich ihm ja in allen Dingen an die Hand gehen konnte. Aber auch ich war von Herzen dankbar, meinen liebsten Freund nun wieder so nahe zu haben und bald gehörte auch Garber zu Dvořaks Lieblingsschülern. Diese Jahre gemeinsamen Strebens an einer hervorragenden Bildungsstätte waren etwas vom Köstlichsten, was mir das Leben geschenkt hat.

3.

Im Frühjahr 1911 reichte ich meine Dissertation ein. Die literarische Technik, die manchem Anfänger so große Schwierigkeiten macht, war mir geläufig, da ich schon seit dem Seminar zahlreiche Feuilletons verfaßt und veröffentlicht hatte und daher im Schreiben längst die nötige Übung besaß. Im Juni machte ich dann mein Rigorosum, bei dem sich die heftige Gegnerschaft zwischen Dvořak und dem anderen Ordinarius, dem inzwischen von Graz nach Wien berufenen Professor Strzygowski, dramatisch auswirkte, und gleich darauf erhielt ich den zweiten Doktorhut. Dvořak hätte mich gerne in Wien behalten und stellte mir die Assistentenstelle an seinem Institut in Aussicht, ich aber wollte lieber nach Tirol zurück. Da machte er mir einen anderen Vorschlag. Eben damals sollte das Staatsdenkmalamt völlig neu ausgebaut werden und jedes Kronland ein eigenes Landeskonservatorat erhalten. Dvořak trug mir nun die Stelle eines Sekretärs in Innsbruck an, worauf ich nach längeren Bedenken einging. Ich trat also nach den Sommerferien unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen als Praktikant in das Staatsdenkmalamt ein und lernte nun aus nächster Nähe die Schwerfälligkeit des Amtsschimmels kennen. Ich war darüber ehrlich entsetzt; aber wenn ich die heutigen Zustände damit vergleiche, so muß ich zugeben, daß alles Damalige dagegen ein Kinderspiel war.

Die völlige Freiheit, die ich nun in Wien genoß, ermöglichte mir jetzt erst recht den häufigen Besuch von Opern, Schauspielen und Konzerten. Auch der enge Verkehr mit den schon erwähnten Freunden, vor allem mit Garber und Menghin, versüßte mir den Aufenthalt in der Großstadt. Vor allem aber kam mir zustatten, daß eine der Bedingungen, unter denen ich die neue Stelle angenommen hatte, mir einen dreimonatlichen Studienurlaub für Rom zusicherte, für den mir ein Stipendium der Theologischen Fakultät die Mittel verschaffte. Dieses Stipendium wurde von den Professoren im Turnus vergeben und gerade in diesem Jahre war Prälat Swoboda an der Reihe, der an der Theologischen Fakultät über kirchliche Kunst las und mir daher sehr gewogen war. So fuhr ich denn Mitte Februar über Görz, Venedig, Rimini südwärts und genoß während der ganzen Fahrt die feierliche, hochgestimmte Erwartung, die wohl jeder kennt, der zum erstenmale nach Rom reist. Die drei Studienmonate habe ich mit großem Eifer ausgenützt, indem ich mir einen allgemeinen Überblick über die römischen Kunstschatze zu verschaffen suchte und zugleich die Entwicklung der frühchristlichen und mittelalterlichen Mosaikmalerei und die der barocken Baukunst eingehender studierte. Aus den zuletzt erwähnten Studien ist später das Buch: „Römische Barockkirchen“ hervorgegangen.

Im Sommer 1912 trat ich dann am neuerrichteten Landeskonservatorat in Innsbruck, dessen ehrenamtliche Leitung Hofrat v. Wieser übernahm, meine Sekretärstelle an, die ich bis zum Frühjahr 1915 innehatte.

Hofrat Wieser, der verdiente langjährige Vorstand des Museum Ferdinandeum, galt bei Leuten, die ihn nicht näher kannten oder nicht zu behandeln wußten, als Tyrann; ich selber aber habe ihn in der allerbesten Erinnerung. Auch die äußeren Umstände meines Daseins waren recht günstig, da ich meine Mutter, die während meiner Studienjahre einsam daheim gesessen, nun zu mir nehmen konnte und zugleich über eine sehr schöne und geräumige Wohnung verfügte. Die drei Sommer verbrachte ich in Sistrans und zwar hielten wir während der ganzen Sommerferien nur zwei Nachmittage in der Woche Amtsstunden. Überhaupt war unser ganzes Tun und Treiben so wenig bürokratisch als nur immer möglich, was wohl nur deshalb denkbar war, weil wir keinen Juristen im Amt hatten. Die einzige dunkle Wolke, die drohend über unserem Himmel schwebte, war der hohe Protektor des Staatsdenkmalamtes, der Thronfolger Franz Ferdinand. Da ihm der alte Kaiser sonst wenig Einfluß zugestand, widmete er sich mit doppelter Energie der Denkmalpflege, war hinter jeder Angelegenheit und hinter jedem Beamten persönlich her und trieb uns heftig zu Eile und Eifer an. Vor allem verlangte er, daß man ununterbrochen und auch ohne konkreten Anlaß das Amtsgebiet bereise, um so über alle Erfordernisse der Denkmalpflege im Laufenden zu bleiben.

„Ein Beamter des Staatsdenkmalamtes“, sagte er einmal zu mir, „muß 25 Tage im Monate auf Reisen sein“. Und da wir dem hohen Herrn, der sehr impulsiv war und recht unangenehm werden konnte, monatlich über unsere Dienstreisen Rechenschaft ablegen mußten, war ich tatsächlich sehr viel auf dem Wege und habe auf diese Weise schon damals Tirol und zwar auch den italienischen Landesteil sehr gründlich kennengelernt. Besonders die vielen Fahrten und Wanderungen im Nonsberg, Sulzberg, Judicarien brachten sehr vieles Schönes. Die eigenartige Kunst dieser abgelegenen Gebirgstäler, besonders das Vordringen der deutschen Gotik am Ausgang des Mittelalters und unmittelbar darauf der volle Sieg der oberitalienischen Renaissance bot mir reichlichen Stoff zu interessanten Beobachtungen. Vor allem aber machte mir die naturnahe Art der bäuerlichen Bevölkerung und ihre ganz ungewöhnliche Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft viele Freude und auch die Landschaft — z. B. der ganze Nonsberg mit seinen romantischen Schluchten, Molveno, die Bocca di Brenta, die Sarcaschlucht, Castell Toblino, der Gardasee — ist voll hoher und eigenartiger Schönheit.

Zuhause ließ mir das Amt Zeit genug für eigene wissenschaftliche und literarische Tätigkeit und außer zahlreichen Aufsätzen habe ich damals eine größere Arbeit über die frühgotische Wandmalerei in Tirol veröffentlicht, der später noch eine zweite über die profane Wandmalerei folgte. Auch über die Kirchen Innsbrucks bereitete ich zwei Veröffentlichungen vor.

Von unseren zahlreichen amtlichen Aktionen erwähne ich hier nur etliche, die auch für die allgemeine Kunstgeschichte von Interesse sind. An der ehemaligen Grenze gegen Italien, in Sabbionara, steht eine stattliche Ritterburg, die den mächtigen Herren von Castelbarco gehörte. Dort haben sich im obersten Turmgemach, im Palas und in der Casetta, einem kleinen, im weit-ausgedehnten Burghof freistehenden Häuschen, das wohl als Gastwohnung diente, zahlreiche mittelalterliche Fresken erhalten. Die ältesten davon, Darstellungen ritterlichen Lebens aus dem Beginn des XIV. Jahrhunderts, befinden sich in der Casetta. Sie besitzen infolge der Seltenheit derartiger Bilder zweifellos mehr als lokale Bedeutung. Eben damals hatte das Denkmalamt die Casetta wiederhergestellt und nun sollten auch die stark beschädigten Fresken gesichert werden. Der Restaurator Steffanoni in Bergamo, damals einer der hervorragendsten Kräfte in diesem Fache, der unter anderem bis nach Spanien und Dänemark berufen wurde, war aber ein großer Herr und gab auf alle Briefe und Telegramme überhaupt keine Antwort. So hatte ich denn noch vor meinem Eintritt ins Denkmalamt den Auftrag erhalten, selber nach Bergamo zu reisen, Steffanoni dort mitzunehmen und mit ihm in Sabbionara das nähere Arbeitsprogramm zu vereinbaren. Im kommenden Sommer, wo Steffanoni die Arbeit dann wirklich ausführte, kam ich von

Innsbruck aus noch zweimal in die romantische Burg. Noch wichtiger war dann die Bloßlegung der karolingischen Fresken in Mals und Naturns, von denen die in Naturns die ältesten Wandgemälde auf heute deutschem Boden sind. Hier war aber nur die erste Anregung zur Bloßlegung mein Verdienst. Die tatsächliche Ausführung hat dann Garber überwacht, der unterdessen die neuerrichtete Zweigstelle unseres Amtes in Bozen übernommen hatte.

Zu Beginn des Jahres 1915 wurde mir an der theologischen Lehranstalt in Brixen die Kanzel für Kirchenrecht angeboten und über meinen Vorschlag rückte nun Garber auf meinen Platz in Innsbruck vor, während ich mit dem Amtssitz in Brixen die Zweigstelle für Südtirol übernahm. Die fünf Jahre, die ich in Brixen blieb, gehörten trotz des Weltkrieges und des darauffolgenden Zusammenbruches zu den schönsten meines ganzen Lebens. Meine Lehrtätigkeit am Priesterseminar machte mir große Freude, die Landschaft, die mir schon seit den Studienjahren her ans Herz gewachsen war, offenbarte mir nun erst recht ihre Schönheit und eine Reihe lieber Freunde sorgte dafür, daß auch die heitere Geselligkeit nicht zu kurz kam. Vor allem aber begann ich schon gleich im ersten Jahre mit der Inventarisierung der Südtiroler Kunstdenkmäler, eine Arbeit, die mich volle sieben Jahre beschäftigte. Ihr Ergebnis liegt in vier Bänden vor, für mich selber aber war der rein menschliche Ertrag, die intime Kenntnis des ganzen Landes und die Bekanntschaft mit sovielen Menschen jeglichen Standes noch wesentlich wichtiger. Bis dorthin hatte ich fast nur mit Berufsgenossen verkehrt, jetzt aber änderte sich dies gründlich. Und so oft ich auch der ewig gleichen Arbeit untertags überdrüssig wurde, die vielen fröhlichen Abende, vor allem in Bozen, aber auch anderwärts, boten dafür reichlichen Ersatz.

Neben den „Kunstdenkmälern Südtirols“ stammen aus jenen Jahren die Arbeiten über „Bozner Kunst“, „Bozner Bürgerhäuser“ und über den „Umbau des Brixner Domes im XVIII. Jahrhundert“. Den Burgen, von denen ich nichts verstand, wick ich zuerst in weitem Bogen aus. Das konnte natürlich nicht so weiter gehen und eines Tages beschloß ich, den Stier an den Hörnern zu packen und mich systematisch um die Burgenkunde zu bemühen. Schon bald bemerkte ich, daß auf diesem Gebiete noch allerlei zu holen war und daß mir dabei die stilkritische Schulung sehr zugute kam. So wurde denn die Burgenkunde schon nach kurzer Zeit mein Lieblingsgebiet. Aber freilich, wer etwa die damals verfaßten trockenen „Bozner Burgen“ durchblättert, wird kaum ahnen, wieviel Romantik und wieviele schwärmerische oder weinfrohe Stunden ich in den Burgen und Ruinen Südtirols erlebt habe.

Auch nach der Abtretung Südtirols an Italien blieb ich im Amte, war aber nun dem „Ufficio Belle Arti“ in Trient und dessen tüchtigem Leiter Cav. Gerola unterstellt. 1920 jedoch wurde mir von Prof. Dvořak die Stelle

eines Generalkonservators in Wien angetragen und wenn ich sie nach einigem Bedenken schließlich annahm, so geschah das nicht zum wenigsten aus dem Gefühl heraus, daß es mir in Brixen und in Südtirol gar zu gut ging. Es war wohl besser, mich auf einen etwas weniger bequemen Stuhl zu setzen. Das war dann auch durchaus der Fall. Das Leben in Wien stand damals noch völlig im Zeichen der Nachkriegsnot und auch von einer zielbewußten Denkmalpflege, für die ja kein Geld vorhanden war, konnte nicht die Rede sein. Meine amtliche Tätigkeit erschöpfte sich in der Erteilung von Ausfuhrbewilligungen für Bilder usw. Die Verarmung nach dem Weltkriege hatte es nämlich mit sich gebracht, daß ein großer Teil des privaten Kunstbesitzes ins Ausland verkauft wurde. Das Denkmalamt, das in jedem einzelnen Falle die Erlaubnis erteilen mußte, konnte diese natürlich auch verweigern. Praktisch aber hatte dies wenig zu bedeuten, denn dann intervenierte einfach der betreffende Gesandte beim Ministerium und die Sache ging ihren Weg weiter. Glücklicherweise war der größere Teil der Ausfuhren weniger tragisch. In Wien gab es nämlich zahlreiche, meist jüdische Rahmenfabriken, die mit ihren vergoldeten Rahmen gleich auch die meist fabrikmäßig hergestellten Bilder lieferten. Ihre Hauptabsatzgebiete waren die Balkanstaaten, Skandinavien und Amerika. Die Durchsicht dieser meist belanglosen Sachen war lästig genug, aber da man dafür die Wagengebühr verrechnen durfte, in Wirklichkeit aber meistens zu Fuß ging oder mit der Tram fuhr, setzten mich diese vielen Kommissionen wenigstens in die Lage, meine schlechte und unter der Woche meist fleischlose Verpflegung mit einem Schinken und einer Flasche guten Weines aufzubessern.

Zum teilweisen Ersatz für diese wenig befriedigende amtliche Tätigkeit benützte ich die gute Gelegenheit, meine kunstgeschichtlichen Kenntnisse aufzufrischen und die in den letzten Jahren erschienene Literatur nachzulesen. Auch die Vorlesungen Dvořaks konnte ich nun wieder besuchen. Aber leider dauerte die Herrlichkeit nicht lange, denn während der Semesterferien 1921, die Dvořak beim Grafen Khuen in Grußbach (Südmähren) verbrachte, starb er plötzlich an einem Schlaganfall.

Die Aufregung unter der ganzen Schülerschaft und die Trauer um den verehrten Lehrer ist nicht zu schildern. Trotz der damals ganz miserablen Verkehrsverhältnisse fuhren anderthalbhundert Leute von Wien aus nach Grußbach. Da an diesem Tage kein Zug mehr zurückfuhr, mußten sie vom Grafen Khuen verpflegt und in den Schlössern der ganzen Nachbarschaft untergebracht werden und alles staunte, mit welcher selbstverständlicher Eleganz das durchgeführt wurde.

Ich hatte auf der Hinfahrt überlegt, ob ich nicht den Pfarrer von Grußbach bitten sollte, er möge mir die Bestattung überlassen. Ich fand schließlich,

daß dies nicht wohl angehe. Als wir aber ins Schloß kamen, eilte uns über die Treppe herab eine junge Dame, die Gräfin Lanckoronska, entgegen und rief: „Wissen Sie nicht, ob der Dr. Weingartner mitgekommen ist?“ Ich meldete mich und die Gräfin rief: „Gott sei Dank — dann braucht der arme Professor doch nicht von jemandem Fremden begraben zu werden“.

Das Versprechen Dvořaks, daß ich zum Generalkonservator ernannt werde, war bisher vom Ministerium nicht eingelöst worden und nun, nach Dvořaks Tode, war davon erst recht keine Rede mehr. Auch die amtliche Tätigkeit selber war, wie gesagt, wenig befriedigend und das einzige, was ich leisten konnte, bestand darin, unsere Amtshandlungen, die Ausstellung der Ausfuhrbewilligungen, möglichst rasch und unbürokratisch auszuführen. Ich kümmerte mich wenig um die komplizierten Vorschriften über schriftliche Gesuche und schriftliche Erledigungen. Brachte jemand das Objekt in das Amt, erhielt er sofort seinen Ausfuhrschein; war das wegen der Größe des Gegenstandes nicht möglich, ging oder fuhr ich noch am gleichen Tage, an dem die Anmeldung erfolgte, an den betreffenden Ort. Wie oft kam es vor, daß jemand nach vollbrachter Amtshandlung fragte, was er noch zu tun habe, und mit Vergnügen erinnere ich mich der vielen überraschten Gesichter, wenn die Antwort lautete: „Nichts mehr“. Man konnte sich einfach nicht vorstellen, daß der Amtsschimmel auch einmal leichter und rascher als gewöhnlich dahintrabte.

Schon als Praktikant hatte ich von meinen Vorgesetzten wiederholt den Tadel zu hören bekommen, daß meine Aktenerledigungen viel zu kurz seien, und da ich mich auch jetzt zum umständlichen Bürokraten so wenig geeignet erwies, nahm man es sicherlich ohne großes Bedauern zur Kenntnis, als ich nach anderthalbjährigem Dienste infolge meiner Berufung auf die Innsbrucker Propstei um meinen Abschied bat. Ja, um das Auseinandergehen möglichst freundlich zu gestalten, wurde ich sogar noch rasch „mit den Funktionen eines Generalkonservators betraut“, wovon ich allerdings nur mehr etliche Wochen Gebrauch machen konnte. Im August 1921 nahm ich schmerzlosen Abschied von meinem Amte. Das einzige, was ich mit Bedauern in Wien zurückließ, war die Dozentur für kirchliche Kunst an der Theologischen Fakultät, die mir infolge der schweren Erkrankung des Prälaten Swoboda über seinen eigenen Vorschlag übertragen worden war und die ich zwei Semester lang mit großer Freude ausgeübt hatte.

4.

Bei unserer sehr eingeschränkten Amtstätigkeit war mir in Wien am Morgen und am Nachmittag viel freie Zeit übrig geblieben und diese benützte ich zu einer zusammenfassenden Arbeit über „Das kirchliche Kunstgewerbe

der Neuzeit", bei der ich an den Paramenten, Metallgefäßen und am kirchlichen Mobilar vor allem die Entwicklung der Gesamtform und der Dekoration seit dem Ausgang der Gotik darstellen wollte. Ich war dabei auf eine größere Bibliothek angewiesen und nachdem ich einmal wußte, daß mein Wiener Aufenthalt nur mehr nach etlichen Monaten zählte, hieß es, die Zeit gründlich ausnützen. Tatsächlich wurde ich mit der Arbeit bis August fertig, war aber dann so hergenommen, daß ich zunächst einige Wochen nicht mehr arbeitsfähig war und am Ritten ausrasten mußte. Die schönen Matten und Bergwälder und die Sommerhäuser der Bozner Patrizier mit ihrem geselligen Leben waren dafür gerade der rechte Ort. Die nächsten Monate benützte ich, die topographische Aufnahme der Kunstdenkmäler Südtirols zu vollenden. Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich an jenen späten Oktobertag, wo ich damit fertig wurde. Ich war von Martell über das Joch nach Ulten gewandert und hatte dann die dortigen sechs Seelsorgsgemeinden — drei liegen am Talgrund, die anderen jedesmal ein bis zwei Stunden hoch am Berge — abgesucht. In drei Tagen war ich viermal auf-, und viermal abgestiegen und nun kam ich vom hochgelegenen Pawigl herab nach Lana und traf dort zufällig meinen lieben Freund Garber. „Bruder“, sagte ich im Hochgefühl der vollendeten siebenjährigen Arbeit, „heut tragt's a Tschaggele!“ Ich verbrachte dann den Abend wie schon so manchen anderen im Kreise seiner Geschwister zu Tschermers und das programmatisch vorgesehene „Tschaggele“ ist denn auch nicht ausgeblieben.

Ende Oktober 1921 trat ich mein neues Amt in Innsbruck an. Damit nahm ich von der kunstgeschichtlichen Laufbahn prinzipiell Abschied, wenn ich auch die nächsten Jahre für die Drucklegung der bisherigen Arbeiten, vor allem der „Kunstdenkmäler Südtirols“, dann des „Kirchlichen Kunstgewerbes“, der „Bozner Burgen“, der „Bozner Kunst“, der „Kirchen Innsbrucks“, der „Römischen Barockkirchen“ usw. noch viele Zeit verwenden mußte. Das alles bedeutete aber nur die Aufarbeitung des bisher gesammelten Materials, während ich auf weitere Forschungen, ausgenommen das Gebiet der Burgenkunde, bewußt Verzicht leistete. Dafür genoß ich aber das hohe Vergnügen, auf zahlreichen und weiten Reisen, von allen rein wissenschaftlichen Problemen unbehindert, das, was ich bisher gelernt hatte, zum vertieften Genuß der Kunstwerke nun praktisch anzuwenden. Rein wissenschaftlichen Absichten diente nur ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Rom, wo ich das Buch über die „Römischen Barockkirchen“ fertigstellte und zu diesem Zwecke — ein Genuß für sich — in der Herziana die einschlägige italienische Literatur durchnahm. Das war aber wie gesagt eine Ausnahme, denn in allen anderen Fällen beschränkte ich mich durchaus auf den frohen und dankbaren Genuß der Kunstwerke und gerade diese bewußte, von Problemen unbe-

schwerte Einschränkung machte mir die allergrößte Freude. Dabei bleibt aber doch die Tatsache bestehen, daß es vor allem die Beschäftigung mit der Kunstgeschichte war, was mich zu den vielen Reisen nach Deutschland, Frankreich, Spanien, Sizilien, Italien, Dalmatien, Griechenland usw. antrieb und was diese Fahrten für mich so ungewöhnlich schön gemacht hat.

Und was ich hier von den Reisen sage, gilt eigentlich auch von meinem ganzen Erdendasein. Die Beschäftigung mit den bildenden Künsten, so bescheiden und lokal bedingt der wissenschaftliche Ertrag auch gewesen sein mag, hat doch mein Leben von Jugend an ganz wesentlich verschönt und bereichert und dafür werde ich dem Schicksal und vor allem auch meinem verehrten Lehrer Max Dvořak jetzt und immer von Herzen dankbar bleiben.

(Anschrift des Verfassers: Innsbruck, Pfarrplatz 6)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1940/45

Band/Volume: [020-025](#)

Autor(en)/Author(s): Weingartner Josef

Artikel/Article: [Kunstgeschichte. 1-15](#)